

KRANKE

WELT

KRANKE WELT

WELT DER KRANKEN

CHRISTOF WEIAND

Die Pest erweist sich in der Literatur als großes Narrativ. Von Giovanni Boccaccio über Alessandro Manzoni bis hin zu Albert Camus ist der Schwarze Tod die Herausforderung des Menschlichen schlechthin. Unter den Bedingungen der Epidemie zerfällt die Zivilisation, herrschen Tod und Teufel – und das Erzählen blüht auf: als kultivierte Form der Quarantäne.



PROF. DR. CHRISTOF WEIAND ist seit 2000 Professor für romanische Literaturwissenschaft an der Universität Heidelberg. Zuvor forschte und lehrte er sechs Jahre am Institut für Romanische Philologie der Universität Würzburg. Sein besonderes Interesse gilt den kleinen Formen der Literatur: dem Gedicht, der Kurzgeschichte sowie dem Einakter. Seine Gastprofessur im Jahr 2011 an der Universität Rom III widmete sich der Moderne und ihrer ästhetischen Bedingtheit, insbesondere dem Roman „La Coscienza di Zeno“ von Italo Svevo.

Kontakt: christof.weiand@rose.uni-heidelberg.de

B

Blutrot gefärbt treten die sieben Lettern grell hervor. Wie ein Stilett schwebt der Buchstabe „R“ über der unten liegenden Stadt. „Inferno“ – das liest sich wie eine Drohung. Ganz Florenz duckt sich weg in das Rund eines gigantischen Chronometers ohne Zeiger. Das Zifferblatt trägt verblässende Zahlen, rätselhafte Chiffren in römisch-arabischer Kombination. Hier liegt eine Katastrophe in der Luft. Oder findet sie soeben statt?

In Dan Browns Thriller Inferno (2013), dessen Buchhülle alle Aufmerksamkeit auf sich zieht, kehrt Dantes infernalische Welt in das Florenz des 21. Jahrhunderts zurück. Bertrand Zobrist, virtuoser Biochemiker und gewiefter Dante-Fan – auch ein wenig melancholisch –, hat ein Virus entwickelt, das die Weltbevölkerung drastisch dezimieren und das dringlichste globale Problem lösen soll: die Überbevölkerung. Zobrist hat seiner Biowaffe in Verehrung für sein Idol Dante den Namen „Inferno“ gegeben. Die Aktivierung von „Inferno“ aber muss, so will es der Thriller,

unbedingt verhindert werden. Den Job erledigen soll Robert Langdon, Dan Browns erfolgreicher Serienheld. Wie immer drängt die Zeit. Nur noch vierundzwanzig Stunden trennen die Welt von der Katastrophe.

Ist dieser Zobrist ein kranker Irrer oder ein Heil bringender Visionär? In einem Bekenner-Video taucht er als Schatten auf – als „the shade“ – und er trägt eine Maske, die ihn wie einen Pestdoktor des Mittelalters aussehen lässt. Die schauerliche Verkleidung hat System. Der Schwarze Tod hatte „die menschliche Herde effektiv ausgedünnt“, notiert Dan Brown. Sein skrupelloser Agent des Bösen, Bertrand Zobrist, ist sich sicher: „Die Pest war das Beste, was Europa passieren konnte.“ Dass es nach ihr die Hochkultur der Renaissance gab, ist ihm Beweis genug für seine wahnwitzigen Thesen. Zobrist reflektiert damit Gedankenkonstrukte des amerikanischen Transhumanismus, der am Ende des 20. Jahrhunderts aufkam. Demgemäß sollen nur Wenige den Globus bevölkern. Weniger ist mehr, ideenreicher, genialer und es schont Ressourcen. Künstlich erzeugte Epidemien sollen nun neue Fakten schaffen.

Die Ethik des Mitleids

Zobrists blanker Zynismus steht in krassem Widerspruch zur Ethik des Mitleids, die sich mit dem Werk des italienischen Schriftstellers und Humanisten Giovanni Boccaccio (1313-1375) Geltung verschafft hat. Seine Novellensammlung „Decameron“ spielt im Florenz der Pest des Jahres 1348. Jeder ist vom Tod bedroht und sich selbst der Nächste. Eltern kennen, um die eigene Haut zu retten, ihre Kinder nicht mehr. Es gibt eben kein Mitleid. In dieser Situation wollen einige junge Leute herausfinden, „welches Ende der Himmel für dieses Unglück bestimmt hat“. In einem Palast, „inmitten von Wiesen und phantasiereichen Gärten“ vor Florenz gelegen, finden sie Zuflucht und verbringen die Zeit mit dem perfekt geordneten Erzählen von einhundert Geschichten. Je zehn an zehn Tagen, das meint der Titel „Decameron“, Zehntagewerk. Als „Poesie nach der Pest“ wird das Werk heute gelesen. Es ist ein wichtiger Beleg für die heilsame Krise des Mittelalters in Hinsicht auf Krankheit und Gesundheit.

Seinem großen Werk stellt Giovanni Boccaccio die Maxime voran: „Umana cosa è aver compassione degli afflitti“ („Menschlich ist es, Mitleid zu haben mit den Bedrängten“). Diesen Leitgedanken illustrieren seine Novellen, die oft um das Thema Krank oder Gesund kreisen – allen voran die erste des ersten Tages. Sie erzählt von Ser Cepparello, einst ein mit allen Wassern gewaschener toskanischer Händler und Erzschorke, der im Alter erkrankt. Die herbeigerufenen „medici“ wissen sich keinen Rat. Daher soll ein Mönch ihm die Beichte abnehmen. Cepparello beichtet und beichtet. Das Sündenregister ist endlos lang. Jede nur denkbare Missetat hat er in seinem Leben begangen. Seine oft stockenden Worte werden immer wieder von

„Die Pest, der Tod der vielen, zeigt in der Literatur allegorisch die Schwächen des Menschen als Gesellschaftswesen.“

heißen Tränen begleitet. Der Beichtvater, selbst von Mitleid heftig ergriffen, ist immer wieder dem Weinen nahe. Was er da hört, ist ihm noch nie begegnet. Keine einzige der Sünden kann er indes als sündhaft erkennen. Spricht da nicht in Wirklichkeit ein Heiliger, der der Vergebung nicht bedarf? Und so kommt es, dass Cepparello nach seinem Tod tatsächlich im Ruf der Heiligkeit steht. Besonders die Bedrängten pilgern zu seinem Grab, suchen Trost und Heilung.

In einer anderen Novelle fällt Rinaldo d'Esti unter die Räuber und rettet sich, seiner Habe beraubt und nur noch dürftigst bekleidet, bei Schneefall unter das Vordach seines Hauses, Krankheit und Tod vor Augen. Aber Fortuna hat ihn dazu ausersehen, bei der Herrin des Hauses gastfreundliche Aufnahme zu finden. Für Rinaldo gibt es bald ein warmes Bad, prächtige Gewänder, kräftigende Speisen. Unerklärlich plötzlich führt sein Weg ins Leben zurück – „da morte a vita“. Gesund und munter kehrt er am nächsten Tag nach Hause zurück.

Die berühmteste Novelle des „Decameron“ ist die Falkennovelle. Sie handelt von Giovanna und Federigo, die in ihrer Jugend Liebende waren. Dann heiratete Giovanna einen anderen Mann. Federigo wurde Einzelgänger. Die Novelle erzählt, wie Giovannas Gatte erkrankt und stirbt. Irgendwann lernt ihr Sohn jenen Federigo und seinen Falken kennen. Diesen Raubvogel, kunstvoll zur Jagd erzogen, muss der junge Mann unbedingt besitzen. Über dem innigen Wunsch – ein ergiebiges Rätsel für die Literaturkritik –, wird der Jüngling selber krank. Und so steht Giovanna als Bittstellerin vor Federigo. Nichts hat er seinem engelgleichen Gast zu bieten. Keine Speise, keinen Trank. Aber ist da nicht noch der Falke? Schon ist er geschlachtet und aufgetischt. Erst dann hört Federigo Giovannas Bitte. Verkehrte böse Welt. Federigo kann nicht anders, er bricht in Tränen aus.

Wahrscheinlich sind es genau diese demütigen Tränen, die den überraschenden Wendepunkt der Novelle herbeiführen. Giovanna – ihr Sohn ist seiner rätselhaften Krankheit zum Opfer gefallen – wird gegen den Willen ihrer Brüder Federigo heiraten und diese Wahl voller Esprit zu rechtfertigen wissen. Aus den Verwicklungen von Krankheit und Tod geht, wie im Märchen, das glückliche Ende von Gesundheit und Leben hervor.

Giovanni Boccaccios Novellenzyklus wurde rasch in ganz Europa das literarische Modell in Zeiten von Krankheit, Epidemie und der Not aller. Nachahmung fand es unter anderem in den um 1380 entstandenen „Canterbury Tales“ von Geoffrey Chaucer (um 1343-1400). Dessen Pilger sind unterwegs zum Grab des heiligen Thomas Becket, wo sie fromm für den Beistand danken, „whan that they were seke“ – für die Zeit, als sie krank waren.

Und um 1540 schreibt Marguerite de Navarre (1492–1549) ihr verblüffendes Werk „Heptaméron“. Dessen zweiundsiebzig Novellen spielen in einem Heilbad der Pyrenäen, das von Kranken aufgesucht wird, die, von ihren Ärzten aufgegeben, nach Heilung suchen. Die Botschaft Marguerites ist klar: Zwar fällt die Gesundheit den Menschen wundersam vom Himmel zu, aber sie will mit irdischen Mitteln erhalten oder wiedergewonnen sein. Dazu ist vertrauensvoll menschliches Zusammenwirken vonnöten, die Sorge um sich selbst und um den anderen.

Allegorie der Pest

Diese Ethik des Mitgefühls gilt auch in der Welt des berühmten Romans von Albert Camus (1913–1960), „La Peste“ aus dem Jahr 1947. Zuerst sind die Ratten befallen, dann der Mensch. Die Pest verwandelt Oran, die blühende Stadt am Meer, in eine Stadt der Toten, eine „nécropole“. Jeder Bewohner ist plötzlich ein Gefangener, „prisonnier“. Zur Durchsetzung der Quarantäne werden die Stadttore geschlossen. Wie bei Boccaccio zerfallen auch bei Camus die Strukturen der Menschlichkeit. Die verlässliche „aide du voisin“, die Hilfe unter Nachbarn, gibt es nicht mehr. Die einen sehen in der Pest die Geisel Gottes („fléau“) zur Bestrafung einer sündigen Stadt, die Anderen, wie der Arzt Rieux, kämpfen entschlossen gegen den Schwarzen Tod an. Camus setzt für diesen Heroismus das Wort „lutter“ (kämpfen) ein.

Die Pest kommt mit einem Herbstregen, und sie geht, wie sie gekommen war, „comme elle était venue“, im Verlauf eines gewaltigen Wettersturzes. Oran, seine Bewohner, das Leben selbst atmet auf. Möglich wird dies durch kollektiv geübte „tendresse humaine“, durch menschliche Zärtlichkeit, Camus' emphatischer Begriff für die erneuerte „conditio humana“ nach dem Zweiten Weltkrieg.

Camus' Roman wird von der Kritik als Allegorie Frankreichs unter deutscher Okkupation gelesen. Die Pest kommt nicht einfach von oben, sie ist kein Gottesgericht. Provokativ bezeichnet Albert Camus, der Dichter des Absurden in der Moderne, seinen literarischen Helden als Heiligen ohne Gott, als „saint sans Dieu“.

Ein Jahrhundert zuvor ...

Von einer Welt ohne Gott konnte bei dem italienischen Schriftsteller Alessandro Manzoni (1785–1873) noch keine Rede sein. Das Böse und Gott, die Theodizee, das ist das große Thema seines Romans „Promessi Sposi“ („Die Verlobten“) von 1828. Seine Protagonisten möchten heiraten. Der Tag der Hochzeit steht bevor, und schon nimmt das Unglück seinen Lauf. Ein Libertin der spanisch-habsburgischen Oberschicht, die als Fremdherrschaft Italien dominiert und kujoniert, hat sein lüsternes Auge auf die Braut geworfen. Dieser Don Rodrigo verhindert gewaltsam die Trauung, stellt den beiden Unglücklichen nach, treibt

sie auseinander, lässt sie endlos verfolgen. Bis er selber zum Opfer wird. Opfer der Pest, die Mailand fest im Griff hat. Wie sich die Bilder gleichen. Wie bei Camus sind die Infizierten unversehens zu Gefangenen, zu „prigionieri“, geworden. Hilfe für den Nächsten, „aiuto del prossimo“, ist ein Fremdwort. Die Gemüter sind verwildert („insalvaticiti“), jedes Pietätsgefühl („cura di pietà“) ist erloschen. Hier aber der große Unterschied: Camus' Solidarität von Mensch zu Mensch ist bei Manzoni, ein Jahrhundert zuvor, nur als wechselseitige Relation zwischen Gott und Mensch denkbar. Für den Roman bedeutet das: In einem Mailänder Lazarett trifft Renzo, der Verlobte, schließlich auf seinen größten Widersacher, Rodrigo, der jetzt als Pestkranker im Sterben liegt. Renzos geistlicher Mentor, Pater Cristoforo, besteht auf Vergebung. Er appelliert an das Gewissen, an „perdono“, „compassione“, „amore“. Was Camus „tendresse“ nennen wird, setzt sich in der Welt Manzonis zusammen aus Mitleid und Nächstenliebe, gemäß der Zehn Gebote. Und auf Mailand fällt der große Regen, der die Pest endlich wegspült.

„Ich werde mehr
als acht Arzneien und
zwölf Klistiere
brauchen, um all
dies wieder in Ordnung
zu bringen.“

Argan in Molières
„Der eingebildete Kranke“

Krankheit als Konstruktion

Die Pest, der Tod der vielen, zeigt in der Literatur allegorisch die Schwächen des Menschen als Gesellschaftswesen. Es überrascht daher nicht, dass schon in Platons Entwurf des idealen Staats – der um 380 vor Christus entstandenen „Politeia“ – von der wachsenden Zahl kunstgeübter Ärzte und Richter die Rede ist, die nichts Gutes für das Gemeinwesen verheißt. Besonders kritisch sieht Platon den Aspekt „übermäßiger Sorgfalt für den Körper des je Einzelnen, denn sie bringt es mit sich, dass man immer glaubt, krank zu sein, und nie aufhört, Not zu haben mit dem Leibe“.

Das liest sich wie das Programm zu der 1673 entstandenen Komödie „Le malade imaginaire“ – „Der eingebildete Kranke“ – des französischen Dramatikers Molière (1622–1673). Argan, der unglückselige Protagonist, gibt ein Vermögen aus für Visiten, Arzneien und Kuren, nach denen es seinen Körper verlangt. Unablässig denkt er an Krankheit und Rezept. Das Gesundwerden – oder ist es das Kranksein? – wird zum Selbstzweck. Argans Tochter soll sogar einen Arzt heiraten. So hat es der Vater verfügt, und seine Tochter „sollte entzückt sein, das zu nehmen, was für die Gesundheit ihres Vaters [„la santé de son père“] von Nutzen ist“. Als Argans Machtwort auf Widerstand stößt, regt sich seine hypochondrische Natur: „Ich werde mehr als acht Arzneien und zwölf Klistiere brauchen, um all dies wieder in Ordnung zu bringen [„pour réparer tout ceci“].“ Alle wissen es, ihm fehlt gar nichts.

Die vernünftig denkende Zofe bringt es auf den Punkt: „Er läuft, schläft, isst und trinkt, ganz wie die anderen, was aber nicht hindert [„cela n'empêche pas“], dass er sehr krank ist [„fort malade“].“ Diese Toinette ist es auch, die Argan dazu bringt, sich spaßeshalber tot zu stellen. Das Spiel im Spiel verändert alles. Alle, besonders Argans Frau, wollen von seinem Tod profitieren. Und so beginnt Argan, der Realitätsblinde, die Welt anders wahrzunehmen. Er lässt sich nunmehr sogar gesagt sein, er leide an der „maladie des médecins“, der „Ärztkrankheit“. Das gibt ihm nun doch zu denken. Seiner Tochter erlaubt er, den Liebsten ihrer eigenen Wahl zu heiraten, vorausgesetzt, er wird Arzt. Ein heiteres Zwischenspiel, bei dem „ein Mann unter Reden, Gesang und Tanz in den Doktorstand erhoben wird“, beschließt wirkungsvoll das Stück.

Molières Komödie ist ideengeschichtlich ein signifikanter Wendepunkt in der Diskussion des Pathologischen. In dieser Perspektive geht es nämlich nicht mehr darum, zu wissen ob, wie und wofür die Menschheit durch Krankheiten bestraft wird. Molière zeigt seinem Jahrhundert und der Welt, dass Gesund und Krank Kategorien der Psyche sind, die jedermann jederzeit zum Patienten machen können. So gesehen nimmt Molières Stück den modernen psychologischen Roman vorweg, für den hier „La Coscienza di

„So geschieht das psychologische Wunder der Selbst- heilung, sorgfältig beobachtet und zum Roman erhoben von Italo Svevo.“

Zeno“ (1923) des Triester Autors Italo Svevo (1861–1928) als Beispiel steht.

Krankheit als Kategorie der Psyche

„La Coscienza di Zeno“ („Zenos Gewissen“) erzählt die Geschichte der Suche von Zeno Cosini nach sich selbst. Fast alles ist in seinem Leben schiefgegangen. Die letzte Geste seines sterbenden Vaters ist eine Ohrfeige für den Sohn. Schier endlos lange versucht er, sich das Rauchen abzugewöhnen. Vergeblich. Als er sich verliebt hat, will es seine Zerstreutheit, dass er sich der Schwester seiner Angebeteten erklärt – und diese sogar heiratet. Ein Glücksfall, wie der Rückblick auf sein Leben zeigen wird.

Zeno, der sich von allen verlacht glaubt, erlebt, wie sein Körper unerbittlich reagiert. Plötzliche Schmerzen durchziehen und peinigen ihn in den seltsamsten Augenblicken. Beruflich geht es nicht voran. Auch die Liebe kränkelt. Schließlich steht seine Ehe vor dem Scheitern. Woran das wohl liegt? Cosini kann es nicht sagen, eilt zwischen Geliebter und Ehefrau hin und her, sucht zuletzt psychoanalytischen Rat. Irgendwann gibt es einen Wendepunkt.

THE AILING WORLD

THE WORLD OF THE SICK

CHRISTOF WEIAND

The plague has proven to be a great narrative in literature. From Giovanni Boccaccio to Alessandro Manzoni and Albert Camus, the Black Death is the ultimate challenge to the human spirit. In the wake of the epidemic, civilisation breaks down, opening the door to death and devastation. Yet the plague also brings about a flowering of narration as a sophisticated form of quarantine. The work of Molière in the 17th century marks a change in the literary attitude towards illness and health: The genre of the modern psychological novel is born.

The plague as a great narrative is modelled on Decameron, Giovanni Boccaccio's collection of novellas set in 1348 Florence. In the midst of a world in chaos, we witness the birth of culture – as comfort, as a pastime, as an aesthetic world in contrast with the omnipresent illness and death. This is also the theme of *The Plague* by Albert Camus, though the author introduces the ethics of solidarity as an additional meaningful element. A significant turning point in the discussion of illness is reached with Molière's comedy *The Imaginary Invalid*, in which the protagonist keeps everyone around him on the run through his imagined illness. It is no longer important to know if, how and why humankind is punished with illness. Rather, Molière shows to his century and the world that illness and health are states of mind that can treacherously turn anyone into a patient at any time.

This idea is also illustrated by Italo Svevo's *Zeno's Conscience*, the modern psychological novel par excellence. Svevo tells the story of Zeno Cosini, who overcomes his affliction through a journey of self-discovery. In discovering 'bontà', the empathic kindness toward the self and the world, he accomplishes the psychological miracle of self-healing. One thing is certain: The twin terms of healthy and ill become tangible in literature as an urgently needed change of thinking. And as our journey back to ourselves. ●

PROF. DR CHRISTOF WEIAND joined the staff of Heidelberg University in 2000 as professor of Romance literature. From 1994 to 2000, he held a teaching and research position at the University of Würzburg's Institute of Romance Studies. Prof. Weiland is particularly interested in the literary genres of the poem, the short story and the one-act play. His stay as visiting professor at the University of Rome III in 2011 was dedicated to modernity and its aesthetic determinants, and especially to the novel *La Coscienza di Zeno* (Zeno's Conscience) by Italo Svevo.

Contact: christof.weiland@
rose.uni-heidelberg.de

“In literature, the plague – the death of many – is an allegorical illustration of the weakness of humans as social creatures.”

Zeno bemerkt, dass die Suche nach Sinn, das Schielen auf das Glück der anderen, keinen Sinn macht. Denn der Sinn ist schon immer da, anwesend im Selbst, das seinerseits angenommen sein will. Das aber vermag nur die „bontà“ zu leisten, die einfühlsame Güte gegenüber sich und der Welt. Zeno hat sie entdeckt und er liebt sie.

So geschieht das psychologische Wunder der Selbstheilung, sorgfältig beobachtet und zum Roman erhoben von Italo Svevo. Sein Konzept der „bontà“ befähigt dazu, der eigenen Wahrheit, insbesondere der verstörenden, liebevoll zu begegnen. Zeno lernt, die sich bizarr kreuzenden Linien seines Lebens als überraschend amüsante Selbstbestätigung zu entziffern. Sogar die Krankheit, die es wahrscheinlich nie gab, gehört zu ihm, macht ihn zu dem, was er nun einmal ist. Auf diese Weise rechtfertigt er sein Dasein und quittiert es mit einem weisen Lächeln. Von den drängenden Obsessionen befreit, sieht er sich jetzt als „uomo del tutto

nuovo“, als ganz und gar neuer Mensch, dessen Bewusstsein, das Gesunde und das Kranke weniger antithetisch zu denken, gerade erst anfängt.

Der Held in Italo Svevos Roman „Zenos Gewissen“ könnte ein Urenkel der egomanen Figur aus Molières „Der eingebildete Kranke“ sein. Eines machen diese beiden Werke deutlich: In der Literatur wird der Doppelbegriff „Gesund und Krank“ erfahrbar als dringlich gebotener Aufbruch des Denkens - und als Rückkehr des Ich zu sich selbst. ●

**„Molière zeigt, dass
Gesund und Krank
Kategorien der Psyche sind,
die jedermann jederzeit
heimtückisch zum Patienten
machen können.“**